

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 197 (1918)

Artikel: Salomon Landolt, der Landvogt von Greifensee : Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Todestages (26. November 1818)

Autor: Kessler, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

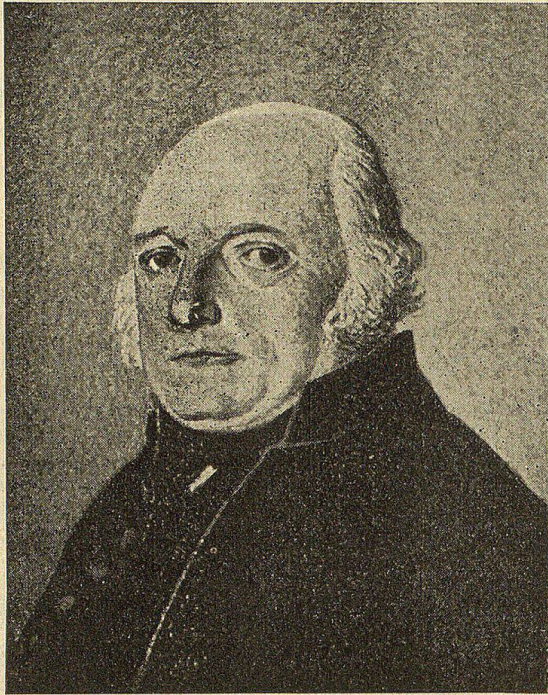
Salomon Landolt, der Landvogt von Greifensee.

Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Todestages (26. November 1818). Von Gottfried Kessler.

Hört heutzutage ein wahrhafter Schweizer, dem das Recht zusteht, seine Regenten bis zum letzten Gemeinderat selber wählen zu können, von einem Landvogt erzählen, so durchrieselt ihn zum mindesten ein gelinder Schauer. Denn derartige Herren waren seit Gesslers und Landenbergs Zeiten bei unserer Volks nicht besonders beliebt, weil sie sich in der Regel ganz gehäufig aufs Unrannieren verstanden und den armen Mann auf alle mögliche Art und Weise bedrängten und plagten. Zum Glück weiß aber die Schweizergeschichte nicht nur von lauter schlimmen, sondern auch von einigen guten Landvögten zu berichten, von wahren Brachtsexemplaren, die ein gerechtes Regiment führten und daher jetzt noch in dankbarem Andenken fortleben. Zu diesen gehört in erster Linie Salomon Landolt, der durch Gottfried Kesslers „Zürcher Novellen“ unsterblich gewordene „Landvogt von Greifensee.“

Landolt, geboren 10. Dezember 1741, entstammte einem angesehenen bürgerlichen Geschlechte, aus welchem zu seiner eigenen Zeit zwei Glieder als Bürgermeister an der Spitze des zürcherischen Staatswesens standen. Mütterlicherseits war er ein Enkel des Generals in holländischen Diensten Salomon Hirzel, Besitzers der Herrschaft Wülflingen, dessen drei Söhne, ebenfalls holländische Offiziere, sich im dortigen Schlosse auf absonderliche Weise durch Wandmalereien verewigen ließen. Landolt hielt sich als Knabe und Jüngling öfters bei diesen Verwandten auf und lernte hier die Jagd und manche körperliche und militärische Fertigkeit kennen und ausüben, fühlte sich aber keineswegs zur Nachahmung ihrer verschwenderischen Wirtschaft, durch die sie schließlich um Hab und Gut kamen, bewogen. Es ist ein glänzendes Zeugnis seiner sittlichen Kraft, daß er in dem wilden Landjunkerleben, das der Großvater und die Oheime bei Spiel, Jagdausflügen, Gastmählern, Trinkgelagen und allerlei tollen Streichen führten, nicht zugrunde ging, sondern vielmehr eifrig an seiner Ausbildung in denjenigen Gebieten arbeitete, für die er Lust und Talent besaß. Vor allem wurde er ein vorzüglicher Reiter, dem kein Pferd zu wild war, und ein trefflicher Schütze, der später in Greifensee aus dem Schloßfenster auf 300 Fuß die auf dem See heranschwimmenden Enten schoß und 25 bis 30

Schritte weit mit der Pistole einen Taler traf. Sein offener Sinn für die Natur und ihre Schönheiten befähigten ihn zur Malerei, die er als Dilettant mit gutem Erfolg sein ganzes Leben lang pflegte. Sein erster Lehrer in dieser Kunst war der schalkhafte Maler Christoph Kuhn aus Nieden, bekannt unter dem Namen „Stöffli von Nieden“, der als „Haus-



und Hofmaler“ der leichtlebigen Hirzel deren Wohn- und Gerichtsstube in Wülflingen mit den bereits erwähnten Wandmalereien verzierer mußte. Noch jetzt sieht man diese in Felder abgetheilten, blau in blau gemalten, tragi-komischen Schildereien, z. B. die Abbildung der Urbaren aller längst veräußerten Lehenbriefe und Besitzungen nach ihren verschiedenen Titeln, ferner einen Waldplatz, worauf Hirsche, Füchse und Dachs mit den Insignien (Abzeichen) der untergegangenen Freiherrschaft spielen, an der Türe endlich die drei Brüder Hirzel dargestellt, wie sie nach vollbrachten Taten ruhig und gravitatisch, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, über die Grenze ihrer vergeudeten und verlüderten Wirttschaft schreiten usw. — Neben der

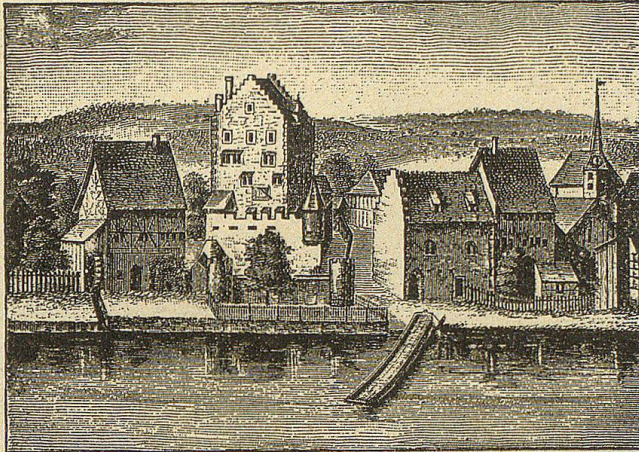
Malerei erwarb sich Landolt besonders in der Landwirtschaft und Tierarzneikunde schöne Kenntnisse, suchte sich durch den Besuch der Kriegsschule in Metz, sowie auf Reisen in Frankreich und Holland in Militärwissenschaft und Kunst — er war in Paris einige Zeit Schüler des Pferde- und Schlachtenmalers Le Vaon — auszubilden und trat dann 1767 in den zürcherischen Staatsdienst. Zuerst bekleidete er das Amt eines „Jungrichters“ beim Stadtgericht, dann dasjenige eines „Mittelrichters“. Aber noch besser gefiel ihm die militärische Tätigkeit. Die ziemlich verwahrloste zürcherische Miliz befand sich damals eben im Zustande der Reorganisation. Landolt, der auf seinen Reisen viel mit Militärpersonen verkehrt und in dieser Richtung fleißig und scharf beobachtet hatte, kam auf den Gedanken, für ein kleines Gebirgsland sei keine Waffe geeigneter, als ein tüchtiges, mit guten Gewehren versehenes Schützenkorps. Er erhielt die Erlaubnis, mit Freiwilligen eine Probe zu machen. Bald hatte er für seine Idee etwa 40 junge Leute, lauter gute Schützen, gewonnen, welche sich auf eigene Kosten bewaffneten und mit grünen Suppen uniformierten. Nun wurde stramm exerciert,

manövriert, nach dem Ziel geschossen und 1770 vor dem hohen Kriegsrat Musterung gehalten. Dieselbe fiel so befriedigend und gelungen aus, daß Landolt obrigkeitlichen Auftrag bekam, in jedem der fünf „Militärquartiere“ des Kantons eine solche Jägerkompagnie von je 100 Mann zu schaffen. Jetzt konnte er seine ausgezeichnete Menschenkenntnis und seine Gewandtheit zu befehlen, anzuordnen und an sich zu fesseln, zur Anwendung bringen. Der Ruf der Zürcher Scharfschützen verbreitete sich schnell über die Grenzen, und in kurzem wurde Landolt ersucht, auch andern Regierungen, voran Zug, bei der Organisation ähnlicher Korps mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Sein Name lebte in aller Mund, und seine Popularität grenzte ans Unglaubliche.

Tatsächlich gebührt ihm denn auch das Verdienst, die Elitewaffe der Scharfschützen in unserm Vaterlande eingeführt zu haben. Die schönste Anerkennung aber fand Landolts Schöpfung durch den Mund Friedrichs des Großen, des von ihm hochverehrten Siegers im siebenjährigen Kriege. Schon lange hatte er den Wunsch genährt, den ersten Feldherrn der damaligen Zeit und dessen Armee aus eigener Anschauung kennen zu lernen; glückliche Verumständungen erlaubten ihm die Verwirklichung desselben im Jahre 1776. Wenige Tage vor der großen Frühlingsmusterung traf er zu Pferd in Berlin ein, ohne Empfehlung und ohne Freunde. Schnell entschlossen wandte er sich direkt schriftlich an den König, um die Erlaubnis zu erhalten, einer der berühmten Potsdamer Wachparaden beiwohnen zu dürfen. Es wurde ihm entsprochen, und der von Friedrich eigenhändig unterzeichnete Erlaubnisschein, für Landolt eine heilige Reliquie, war eines der wenigen Besitztümer, die der Greis ein halbes Jahrhundert später hinterließ. Die frische Erscheinung des schönen jungen Mannes und flotten Reiters verfehlte nicht, auf den König Eindruck zu machen, so daß er ihm vorschlug, ein Freikorps aus Schweizern in preußischen Diensten nach dem Muster der Zürcher Scharfschützen zu errichten, was jedoch Landolt mit der Bemerkung, es wäre hiezu der Abschluß eines sogenannten Kapitulationsvertrages zwischen Preußen und der Schweiz erforderlich, bescheiden ablehnte. Landolt blieb drei Monate in Berlin und kehrte dann, nachdem er den König noch zweimal gesprochen und auch mit mehreren seiner Generale, darunter der alte Haudegen Bieten, persönlich bekannt geworden war, in seine Vaterstadt zurück, abermals reicher an Erfahrungen und Kenntnissen. Er wurde zum Mitgliede des Großen Rates gewählt, und die Regierung übertrug

ihm 1778 mit dem Range eines Oberstlieutenants die Führung des gesamten Jägerkorps.

Im gleichen Jahre (7. Juli 1778) richtete in Küßnacht am rechten Ufer des Zürichsees ein Hochgewitter mit Wolkenbruch schreckliche Verheerungen an. Die Obrigkeit beauftragte Landolt, die zur Rettung und Wiederherstellung der Ortschaft getroffenen Anordnungen zu leiten, und er bewies bei diesem Anlaße neuerdings seine hervorragende Befähigung, organisatorisch zu gebieten. Während elf Wochen führte er die Polizeiaufsicht, war früh und spät bei seinen Leuten, hielt strenge Mannszucht, ließ solche, die unberufenerweise im Schutte nach Kostbarkeiten fischten, sogleich an der zu diesem Zwecke öffentlich aufgestellten „Schandsäule“ züchtigen und einst auch



Schloß Greifensee.

einen Bußprediger, namens Weiß, den er zu wiederholten Malen vergeblich ermahnt hatte, die Leute durch seine Jeremiaden vom Zorn und den Strafgerichten des Himmels nicht von der Arbeit abzulenken, mitten in seiner Rede von dem Steine, auf welchem das kleine Männchen, um besser gesehen und gehört zu werden, predigte, unter lautem Lachen der Menge wegheben, wie einen Knaben eine gute Strecke weit forttragen und bis an die Grenze des Dorfes geleiten.

1781 wurde Landolt Landvogt und erhielt nun ausreichend Gelegenheit, seine Energie und Einsicht zu beweisen. Bis 1787 wirkte er als solcher zu Greifensee, von 1795 bis zur Revolutionszeit (1798) in Eglisau. An beiden Orten führte er als Repräsentant der besten Seiten eines patriarchalisch eingreifenden Regierungssystems ein eben so kraftvolles als originelles Regiment. Seine Natur- und Menschenkenntnis und sein Scharfsinn, verbunden mit einem unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühl, mit Humor, Wohlwollen und Deutlichkeit machten ihn zu einem geradezu unübertrefflichen Landvogt. Stets bestrebte er sich, das Wohl seiner Untertanen zu fördern und wußte manchen Dingen eine Handhabe zu geben, wo andere nichts anfangen konnten. Bald war er der populärste Mann weit und breit, von dessen „salomonischen Richterprüchen“ in allen Spinnstuben erzählt wurde, ein Mann so recht nach dem Herzen des Volkes, der nicht bloß nach Gesetzesparagrafen regierte, sondern nach seinem gesunden Menschenverstand, wohlmeinend, unparteiisch und, wo es angezeigt schien, sehr summarisch. Besonders gegen Verleumder, unverbesserliche Strolche, leichtsinnige Familienväter und händelsüchtige Prozeßkrämer und „Tröbler“ übte er eine vom gewöhnlichen Rechtsverfahren abweichende, militärisch-kurze Justiz aus, indem er sie mit dem in unserm humanitätsfeligen



Appenzeller Tambour. Nach einem Aquarell von B. Tobler.

Zeitalter so arg verpönten Haselstock oder gar mit dem „Hagenschwanz“ bearbeiten ließ. Bei aller Strenge im Strafen hatte er jedoch immer nur die Besserung im Auge, und wenn diese sich einstellte, fand er sich zur ehrenvollen Rehabilitation der Betroffenen gern bereit. — Bestechlichkeit, dieses Erbübel der Landvögte der alten Zeit, war ihm fremd, und wehe demjenigen, der sich erkühnt hatte, sich auf solche Art und Weise die Gunst des Landvogts erwerben zu wollen. Deshalb wies er auch alle Geschenke beharrlich ab. Als ihm kurz nach dem Aufzuge in Greifensee ein Untervogt durch seine Frau ein Kalbsviertel aufs Schloß schickte, ließ er derselben eine Flasche Wein bringen

und befahl seiner Haushälterin, einen Teil des Fleisches auf der Stelle zu kochen. Die Frau Untervogtin merkte, daß etwas Ungewöhnliches erfolgen könnte und wollte sich verabschieden; allein Landolt hielt sie auf, bis das Fleisch zubereitet war und ihr vorgelegt werden konnte. Sie weigerte sich, davon zu kosten, aber der Landvogt eröffnete ihr mit großem Ernst, sie habe nun die Wahl, das Fleisch im Turm (Gefängnis) bis auf den letzten Bissen selber zu verzehren, oder das rohe und das gekochte so schnell als möglich wieder heimzutragen. Von da an wagte es niemand mehr, den Landvogt mit Geschenken gewinnen zu wollen.

Vor allem war Landolt bemüht, die Leute gegen den in jenen Tagen üppig wuchernden Aberglauben zu schützen. Einen sogenannten „Hexenmeister“, der seinen Ruf zu allerlei Betrügereien mißbrauchte, ließ er einziehen, öffentlich an die Stud (Pranger) stellen und ihm sagen, wenn er mehr könne, als andere Sterbliche, so werde es ihm wohl möglich sein, den Arm des Gerichtsdieners, der ihn mit der Haselgerte gehörig zwicken mußte, zu lähmen.

Im Verhörzimmer Landolts hing ein großer Spiegel, welcher ihm dazu diente, die Inquisiten, während sie sich unbeachtet glaubten, scharf ins Auge zu fassen, und gegen den sich der Landvogt auch sonst oft wandte, besonders bei solchen Verhören, in denen sich die Angeschuldigten aufs Leugnen verlegten. Dieses sonderbare Verfahren veranlaßte unter dem Volke die Sage, der gerechte Landvogt erblicke in dem reinen Spiegelglase jede böse Tat der Menschen und alles, was in ihrem Innern vorgehe. Viele Leute, die kein gutes Gewissen hatten und von ihm verhört wurden, erschrafen, wenn er sich blos zufällig vor den „Zauberspiegel“ stellte, und gestanden ohne fernere Ausflüchte, oft weit mehr, als er zu wissen verlangte.

Ein lustiges Geschichtlein ist das folgende: Ein Bauer stand im Verdacht, unter Anderm auch ein Nastuch entwendet zu haben. Vor dem Landvogt leugnete er beharrlich, und der letztere gab sich den Anschein, als glaube er an seine Unschuld. Dann aber sprach er, gleichsam verlegen: „Wenn ich nur wüßte, wie das verdammte Nastuch aussieht!“ zog das seinige aus der Tasche und fragte: „Ist es wohl so schön und fein wie dieses?“ „Nein, gewiß nicht, Herr Landvogt, es ist viel schlechter und nicht rot, sondern blau!“ platzte der Dieb heraus und war verraten.

Am besten jedoch machte es Landolt seinem eigenen Polizeidiener, der zugleich das Amt des „Bettelvogts“ versah und hierin etwas nachlässig war. Schon oft hatte ihm der Landvogt vergeblich eingeschärft, kein müßiges Gefindel im Städtchen zu dulden, allein alle Ermahnungen fruchteten nichts. Als nun wieder ein richtiger „Lumpazi“ an der Pforte des Schlosses schellte und um einen Zehrpfennig bat, ließ ihn Landolt ins Wirtshaus geleiten und ihm dort ein flottes Mittagessen und einen Schoppen vom Guten vorsezen. Nach Verfluß einer Stunde wurde der Bettelvogt gerufen und der Landvogt sprach zu ihm: „Es sitzt Einer



Biehherde am Zürichhorn. Nach einem Gemälde von H. Koller.

im Wirtshaus und läßt es sich auf deine Kosten wohl schmecken; jetzt mag er satt und es an der Zeit sein, für ihn zu bezahlen und den Kerl weiter zu führen.“ Dies wirkte und von nun an sah man keinen Bettler mehr in Greifensee.

Und so wären noch zahllose ernste und heitere Episoden aus der Wirksamkeit unseres Landolt zu erzählen: wie er Betrunkene im „Käfig“ nüchtern werden und faule Handwerksleute samt ihrem Arbeitsgerät so lange eingeschlossen halten ließ, bis sie in der Gefangenschaft etwas Ordentliches geleistet hatten, wie er zankfüchtige Eheleute so zusammenspernte, daß sie genötigt waren, aus einem Löffel zu essen, wie er einer richtigen Kantippe, die alle Schuld am häuslichen Zerwürfnis ihrem Manne zuschrieb und auf den Vorschlag des Landvogts, denselben am Sonntag öffentlich in die „Trülle“ zu setzen, sogleich schadenfroh einging, nachträglich nicht entsprach, sondern sie als den schuldigen Teil drei Tage bei Wasser und Brot im Arrest versorgte, wie er zu später Nachtzeit, als Tiroler Hausierer verkleidet, unverbesserliche Spieler ertappte und entlarvte usw. Der größte Teil solcher Anekdoten ist von David Heß in seinem 1820 erschienenen, ungemünzt kurzweiligen Buche „Salomon Landolt, ein Charakterbild“, das 1912 eine Neuauflage (durch

C. Korrodi) erlebte, gesammelt worden und schon längst in die Kalender und Zeitschriften übergegangen.

Freilich fand Landolts summarische Justiz, die sich oft spöttwennig um prozessualische Vorschriften und Formen kümmerte, nicht immer lauter begeisterte Verehrer, und er mußte sich, wenn Beschwerde geführt wurde, ab und zu einen „Wischer“ von oben herab gefallen lassen. Einmal wurde er sogar vor eine Regierungskommission in Zürich geladen, die zwar seine „in Hauptsachen treffliche Amtsführung“ lobte, ihm aber eindringlich empfahl, „den modus procedendi (d. h. das formelle Verfahren) nie aus den Augen zu verlieren.“ Nach Greifensee zurückgekehrt, ließ der Schalk zwei junge Jagdhunde streng schulgerecht abrichten und nannte den einen Modus den andern Procedendi.

Dem Fischer Hämig, einem mutwilligen Prozeßkrämer, schlug Landolt, als er eines Tages wieder mit einer vom Zaun gerissenen Klage kam, kurzweg das Recht ab. Hämig beschwerte sich bei der Obrigkeit in Zürich und wirkte endlich eine Weisung des regierenden Bürgermeisters an den Landvogt aus. Triumphierend brachte er den Brief mit dem großen Siegel aufs Schloß. Landolt legte denselben in aller Gemütsruhe uneröffnet beiseite, ließ dem „Tröler“

ein halbes Duzend aufmessen und bedeutete ihm, jetzt habe er sein Recht erhalten.

Stets zeigte sich der Landvogt ungeachtet seines etwas härtefögen Wesens als ein echter Freund und Vater des Volkes. Er war ein stiller Wohltäter der Armen und Kranken, suchte die verwilderte Jugend durch Gründung von Sonntagschulen und Gesangsvereinen zu bessern, und den vernachlässigten Landbau durch das Vorbild einer auf den Schloßgütern eingerichteten Musterwirtschaft zu heben. Er lehrte die Bauern, die vielfach noch am althergebrachten Landwirtschaftsbetrieb hingen, Klee und Kartoffeln pflanzen und schrieb über seine Stalltüre in großen Buchstaben den ewig wahren Spruch: „Mist geht über List.“

Arme, verstoßene Kinder versorgte er in rechte Familien, zu Hause schlecht behandelte Knaben und Mädchen brachte er, oft auf eigene Kosten, bei tüchtigen, soliden Meistersleuten unter und verhalf manchem zu einer Lebensexistenz.

Wie er durch seine Spässe und geistreichen Bemerkungen in Gesellschaft vorzüglich zu unterhalten verstand, so übte er auch die weitgehendste Gastfreundschaft aus. Fanden sich jedoch zudringliche Gäste ein, die seine Güte mißbrauchen wollten, so war er in der Regel schnell mit ihnen fertig. In Eglisau z. B., wo bekanntlich öfters kleinere Erdbeben vorkommen, hatte er ein einfaches Mittel: er lenkte das Gespräch auf die Erdbeben und bedauerte, daß Eglisau wahrscheinlich einst wie Sissabon untergehen werde; sodann bemerkte er, es dürfte in kurzem wieder ein Erdstoß erfolgen, die Witterung scheinbar solches anzuzeigen, warf einen Blick auf den Barometer, zuckte die Achseln und machte den Gästen, besonders Frauenzimmern, so bange, daß sie sich meistens schleunigst zur Heimreise anschickten.

Unterdessen war in Frankreich die große Revolution ausgebrochen und wälzte 1798 ihre Wogen auch über die Schweiz, dem alten Regiment ein jähes Ende bereitend. Landolt, der seit 1795 die Landvogtei Eglisau verwaltete, dankte daselbst am 12. März 1798 ab und zog sich nach dem Einmarsch der Franzosen auf sein Landgut in Enge bei Zürich zurück. Er war begreiflicherweise kein Freund der neuen Ideen, die er schon 1792, als er bei der Grenzbefestigung in Genf die dorthin beorderten zürcherischen Truppen befehligte, kennen gelernt hatte, sondern fand sich im Gegenteil stets bereit, allzu ungestüme Freiheitshelden seinen jeder Situation gewachsenen Wiß fühlen zu lassen. So war es z. B. in den letzten Tagen seiner Regierung zu Eglisau einigen Umstürzern eingefallen, nach französischem Muster den „aristokratisch“ klingenden Titel „Herr“ durch die Anrede „Bürger“ zu ersetzen. Wie nun einst eine derartige Vertreterin der Freiheit in Gestalt eines frechen Weibsbildes am ehemals so gefürchteten Herrn Landvogt vorbeiging, grüßte sie ihn dreist mit den Worten: „Guten Tag, Bürger Bruder“. Aber Landolt, schnell gefaßt, erwiderte fest und bedächtig: „Guten Tag, Schwester L...“ (der Leser wird den

Reim wohl finden, ohne vorher Gottschalls „Deutsche Poetik“ studiert zu haben). Es muß ihm, dem scharfen Kritiker der in neufränkischer Weise verbrämten helvetischen Freiheit, eine große Genugtuung für manche unangenehme Erfahrung gewesen sein, als er im September 1798, wegen spöttischer Reden über den „Freiheitsbaum“ vor das neue Bezirksgericht Bülach zitiert, für die zu erlegendende Buße seinen Richtern vor zahlreicher Zuhörerschaft die eigene Auffassung der Dinge unverblümt darlegen konnte.

Auf seinem Landgut in Enge befand sich Landolt 1799 zwischen der ersten und zweiten Schlacht bei Zürich mitten in den Kriegereignissen und nahm als ausgesprochener Freund der Oesterreicher und Russen und guter Bekannter des Generals Hoze häufig als Freiwilliger an den kleinen Gefechten gegen die Franzosen teil. Dafür mußte er sich aber auch nach der Niederlage der Russen flüchten, verweilte einige Zeit im Württembergischen (Semen-dorf und Tübingen) und kehrte erst im Sommer 1800, als sich die Aufregung in der Hauptsache gelegt hatte, nach Zürich zurück. Hier widmete er sich nun vorzugsweise der ihm zeitlebens lieb gewesenen Malerei und schuf schöne und zum Teil wertvolle Landschaftsbilder, Gefechts- und Jagdszenen, durch deren Verkauf er auch seiner durch die kriegerischen Zeiten ziemlich knapp gewordenen finanziellen Lage etwas aufzubellen vermochte. 1808 starb unserm Landolt, der Junggefelle geblieben war, die „Frau Marianne“, seine treue Haushälterin, eine geborne Tirolerin und ehemalige Marktetenderin im preussischen Heere, welche — ein fast noch größeres Original als der Herr Landvogt selber — dessen Oekonomie über 20 Jahre „hufarenmäßig“, aber vortrefflich besorgt hatte.

Die letzten Lebensjahre, in denen er öfters mit Brustbeschwerden zu kämpfen hatte, brachte Landolt abwechselnd bei Verwandten in Neftenbach und auf Schloß Teufen zu. 1818 wählte er seinen Wohnsitz auf dem aussichtsreichen Schlosse Andelfingen bei seinem Freunde, dem Oberamtmann Schweizer. Mit der Ruhe eines Weisen sah hier der 77 jährige, geistig noch ganz frische und rüstige Greis dem allmählich herannahenden Tode entgegen. Trotzdem er manchmal recht derb gefluht und gewettert hatte, war er doch stets ein gläubiger Christ geblieben, der gern in der Bibel las und nun, wie sein Biograph D. Hess so schön schreibt, „nach einem nützlich zugebrachten Leben am Abend seiner Tage die Dämmerung ruhig erwarten und seine heitern Blicke zum Himmel erheben konnte, wo mit einbrechender Nacht die ewigen Sterne ihm freundlich herüberwinkten.“ Am 12. Oktober 1818 schoß Landolt seinen letzten Hasen. Den 25. Nov. legte er sich, von seinen Brustbeschwerden hart bedrängt, zu Bette, und schon in der darauffolgenden Nacht wurde ihm, wie er es sich oft gewünscht, der ruhige Schlummer zum Todeschlaf. Unter dem Volke lebt sein Andenken noch heute fort, und unser größter Schweizerdichter Gottfried Keller hat ihm durch seine Novelle „Der Landvogt von Greifensee“ im Wunderreiche der Poesie einen unvergänglichen Ehrenplatz gesichert.